

Deutsches Schrifttum

Unabhängige kritische Monatschrift

Herausgeber: Prof. Adolf Bartels, Weimar

17. Jahrgang

Nr. 4

April 1925

Biarriz.

Es mögen jetzt so fünfundvierzig Jahre sein, da las ich als hoffnungsvoller Gymnasiast während der Sommerferien in der Lindenlaube meines väterlichen Gartens den Roman „Mena Sahib oder die Empörung in Indien“ von Sir John Retcliffe, in Lieferungen, so viel ich mich entsinne. Der starke Eindruck ist mir noch sehr wohl im Gedächtnis, aber auch, daß ich auf das Werk nicht gerade „hineingefallen“ bin, sondern seinen Sensationscharakter sehr deutlich erkannt, es zu dem damals sehr verbreiteten Roman „Pistole und Feder“, den ich einige Jahre vorher genossen, gestellt habe. Gesundem Volkstum entstammt und bereits in Schiller zuhause, auf dem Wege zu Goethe und Shakespeare, war ich gegen die gefährlichen Wirkungen der Sensations- und Hintertreppen-Literatur schon gewarnt.

Den Verfasser „Sir John Retcliffe“, in Wirklichkeit Hermann Goedsche, lernte ich erst ein Vierteljahrhundert später, aus Theodor Fontanes „Zwischen Zwanzig und Dreißig“, etwas näher kennen. Fontane war Kollege Goedsches an der „Kreuzzeitung“ und berichtet über ihn in dem genannten Buche: „Am ungeniertesten wurde auf der Redaktion von dem Kollegen Hesehiel mit dem aus dem Waldeckprozeß schlecht beleumdeten Goedsche verfahren, der übrigens keineswegs ein Schreckensmensch, vielmehr, bei hundert kleinen Schwächen und vielleicht Schlimmerem, ein Mann von großer Herzensgüte war; er schrieb damals an seinen, vom buchhändlerischen Standpunkte aus berühmt gewordenen Sir John Retcliffe-Romanen, die, wie er selbst, eine Quelle beständiger Erheiterung für uns waren. Einer dieser Romane hieß „Mena Sahib“. Wenn nun eine ganz ungeheuerliche Stelle kam, wo die Schrecknisse sich riesenhaft türmten, so kriegte er es doch mit der Angst, und fühlend, daß er dem Publikum vielleicht allzuviel zumutete, machte er, mit Hilfe eines Sternchens, eine Fußnote, darin es in lakonischer Kürze hieß: „Siehe Parlamentsakten“. Er hütete sich aber, Band und Seitenzahl anzugeben. Wenn wieder ein mehrbändiges Werk fertig war, ließ er es jedesmal elegant einbinden, um es dann, in der Privatwohnung des Chefredakteurs, der sehr feinen und sehr akkuraten Dame des Hauses, als Huldigungsexemplar überreichen zu können. In besonders schweren Fällen soll er aber hinzugesetzt haben: „Ich muß die gnädige Frau dringend bitten, es nicht lesen zu wollen.“ Von Hesehiel ließ er sich alles gefallen; manche Wendungen waren stereotyp. Es kam vor, daß Goedsche mit einem gewissen Feldherrnschritt auf der Redaktion erschien und hier, ohne daß das Geringste vorgefallen war, ein ungeheures Ergriffensein über einen rätselhaften und vielleicht gar nicht mal existierenden Vorgang zur Schau stellte. Hesehiel sagte dann, um diesen falschen Kausch zu markieren, ruhig vor sich hin: „Goedsche hat wieder mal seine Zahntinktur ausgetrunken.“ Ich persönlich habe Goedsche nur von zwei Seiten kennen gelernt: als Vogelzüchter und Bellachini-Freund. Er hatte eine Hede der schönsten australischen und südamerikanischen Vögel, und Bellachini war auf seine Art ein reizender Mann, was nicht wundernehmen darf. Alles, was sich an der Peripherie der Kunst herumtummelt: Akrobaten, Clowns, Monsieur Hercules, Zauberer und

Taschenspieler — alle sind meist sehr angenehme Leute, weil sie das Bedürfnis haben, die Welt mit sich zu versöhnen. Goedsche zog sich in den siebziger Jahren nach Warmbrunn zurück, woselbst er in seinen guten Tagen — er hatte an den Retcliffe-Romanen ein enormes Geld verdient — ein Krankenhaus gestiftet hatte; dort starb er auch (8. Nov. 1878).“ Geboren war Goedsche auch in Sachsen, am 12. Februar 1815 zu Drachenberg. Ueber seine Rolle im Waldeckprozeß weiß ich nichts Näheres. Er war dann von 1849—1874 an der Kreuzzeitung tätig. Sein erster „historisch-politischer“ Roman „Sebastopol“ erschien 1856/57. Es folgten „Mena Sahib“ 1858/59, „Villafranca oder die Kabinette und die Revolutionen“ 1860—62, mit den Fortsetzungen „Zehn Jahre“ 1862—64, „Magenta und Solferino“ 1864—66, „Solferino“ 1866/67, der neue Roman „Quebla“ 1865—68, „Biarriz“, erste Abteilung: „Caëta, Warschau, Düppel“ 1868—76, zweite Abteilung: „Um die Weltherrschaft“, 1876 ff., „Das Ende des Cäsar“ 1876. Von 1885 an erschien eine Volksausgabe sämtlicher Romane, eine neue Ausgabe 1903 ff. Man sieht, Retcliffe ist im Volke lebendig geblieben.

Nun ist im Deutschen Volks-Verlag, München, der Roman „Biarriz“, der nach dem von Napoleon III. und seiner Eugenie häufig besuchten Seebade heißt, neu gedruckt worden, zunächst die erste Abteilung in 4 Bänden, aber der Haupttitel „Retcliffe, Historisch-politische Romane“ zeigt an, daß auch die Fortsetzungen und vielleicht auch die vorangegangenen Romane neu hervortreten sollen. Der Grund der Neuveröffentlichung ist in der Einführung des ersten Bandes angegeben: „Daß Retcliffes Bücher nicht so rasch der Vergessenheit anheimfallen werden, dafür sorgen — durch ihr bloßes Dasein — die Mächte, gegen die sie gerichtet sind, die drei Internationalen: das Judentum, der Jesuitismus und die Freimaurerei, die noch lange die Akteure der politischen Handlungen Europas an den Fäden lenken werden. Retcliffe wird auch weiterhin der prophetische Warner sein, und seine Peitschenhiebe werden in der Zukunft genau so scharf treffen, wie schon vor 60 Jahren.“ Daß der Roman „Biarriz“ zuerst kommt, verdankt er wahrscheinlich dem berühmten Kapitel „Auf dem Judenturmhof in Prag“, das als Urbild der vor einigen Jahren hervorgetretenen „Zionistischen Protokolle“ bezeichnet worden ist — ich bedauere, daß eine gründliche Vergleichung bisher noch nicht erfolgte. Jedenfalls darf man Goedsche als politischen Kopf nicht unterschätzen, wenn er auch im ganzen die Anschauungen der Männer der alten „Kreuzzeitung“ vertritt und im besonderen vielleicht Hesehiel viel verdankt. Merkwürdig ist, daß er außer den zionistischen Protokollen in „Biarriz“ auch schon die Idee der „Entdeckung des Paradieses“ von Franz von Wendrin vorweg nimmt: „Es dürfte unzweifelhaft sein, daß jener Garten Gottes, nach dem Persischen Eden genannt, das Elysium der Griechen — das Walhalla der Bewohner des jehigen Nordens gewesen ist und keineswegs zwischen dem Tigris und Euphrat, sondern etwa in der Gegend zwischen Spree und Oder gelegen haben mag“, heißt es Bd. I, S. 309, der neuen Ausgabe. Man soll Goedsche also nicht unter-

schägen — das Austrinken der Zahntinktur erklärt ihn doch nicht ganz.

Die Einführung sucht ihn dann auch „ästhetisch“ zu retten: „Wenn Ketchiffe in Literaturgeschichten behandelt worden ist, wurde er meist mehr oder weniger von oben herab abgetan. Es wird zugegeben, daß im Stil manches seiner hätte herausgearbeitet werden können, daß manches Mal zu starke Farben gewählt worden sind und manche Szenen und Figuren uns heute zu kraß erscheinen wollen. Aber die ganz ausgezeichnete Anordnung des Stoffes und die Wucht der Handlung sind derartig überragend, daß mancher ästhetisierende kleine Geist unserer Tage von ihm viel lernen könnte.“ Wir haben inzwischen noch Karl May gehabt und sind uns über Geister dieser Art einigermaßen klar geworden: Eine starke Phantasie und eine große Erzählergabe sind ihnen jedenfalls nicht abzuspochen. Aber sie dienen ganz rücksichtslos der Sensation, und Goedsche scheut auch vor bösen erotischen Szenen durchaus nicht zurück. Gesunde Volkslektüre bilden seine Werke so keineswegs, aber sie haben für die Gebildeten jetzt historischen Wert: Man kann sich durch sie in die Zeit, in der sie spielen, einleben und erfährt mehr von ihr als durch Geschichtswerke. Ohne Kritik darf es freilich nicht geschehen.

„Barrik“ beginnt mit dem Feldzug der Piemontesen gegen Rom und führt uns dann nach Polen, Südfrankreich und Spanien, Sibirien, Lappland, nach Kopenhagen, Prag, Gotha usw. und führt eine ganze Menge geschichtlicher Personen und Zeittypen, wie einen englisch-spanischen Don Juan, einen jüdischen Hofbankier usw. vor, alles so, daß man auch als ästhetischer Mensch es gerade noch aushält. So wenig wie Karl May hat Hermann Goedsche natürlich alle Gegenden der Welt gekannt, aber ebenso fleißig wie dieser Reisebücher usw. studiert; die Schilderung Lapplands z. B. könnte er Theodor Mügge, dessen „Ufraja“ 1854 erschien, verdanken. Die erschienenen 4 Bände „Barrik“ geben noch keineswegs abschließende Geschichten, es werden sicher noch weitere 4 oder gar 8 nötig sein, um die Schicksale der vorgeführten Menschen einigermaßen vollständig zu bieten. Aber zur Einführung in Goedsche genügen sie, und ich habe als Literaturgeschichtsschreiber durchaus nichts dagegen, wenn sie in die meisten deutschen Bibliotheken kommen. U. B.

Der „arme“ d'Annunzio.

In der „Deutschösterreichischen Tageszeitung“ lesen wir:

Seit einiger Zeit führt die dänische Schriftstellerin Karin Michaelis gegen d'Annunzio einen Kampf, der der mutigen Frau alle Ehre macht, um so mehr, als sie freimütig erklärt, die Fehde aus freien Stücken aufgenommen zu haben, nur um dem beleidigten Recht zum Siege zu verhelfen.

Der Tatbestand, um den es sich handelt, ist nach der Darstellung von Frau Michaelis kurz folgender: Im Laufe der Sequestrierung deutschen und österreichischen Eigentums in Italien nach Kriegsende wurde auch die dem berühmten Kunsthistoriker Geheimrat Prof. Dr. Henry Thode gehörende Villa am Gardasee, weltbekannt durch ihre großartigen Kunstschätze, „konfisziert“. Nach Thodes Hinscheiden im Jahre 1920 suchte seine Witwe die Konfiskation rückgängig zu machen und wandte sich in ihrer Urschuld an d'Annunzio, der sich in dem herrlichen Besitz häuslich niedergelassen hatte. Er versprach ihr seine Hilfe, mit dem Erfolg, daß, sobald sein Freund Belotti Handelsminister wurde, die Villa — d'Annunzio um einen Pappenstiel verkauft wurde. Der geschäftstüchtige Dichter dankte in einem Telegramm, in dem es u. a. hieß: „Jetzt werde ich den Gardasee italienisieren. Die Barbaren, die ihn früher beherrschten, werden vertrieben werden.“ Da nun der Besitz verloren war, suchte Frau Thode wenigstens die Aufzeichnungen ihres Gatten und einige der Kunstschätze für sich zu retten, darunter ein Gemälde von Rembrandt und einige Bilder aus der großen Hans-Thoma-Sammlung. Nach endlosem Antischambrieren erlangte sie die Zusage d'Annunzios,

einen Teil des Verlangten, darunter den Thode-Nachlaß und den Rembrandt, ausliefern zu wollen, wogegen sie ein Dokument unterfertigen mußte, in dem sie dem Urapator für die erwiesene „Gnade“ danke. Nun erfolgte die Übergabe. Frau Thode erhielt: einen Koffer, der aussah, „als wäre ein Papierkorb hineingeleert worden“ und der zum Teil mit alten, wertlosen Papieren angefüllt war; einen zerbrochenen Regenschirm; einen flachgedrückten Herrenhut und die mottengerfressene Livree eines Dieners. Sonst nichts. Die Bilder setzte d'Annunzio für sich in Geld um, darunter die letzten auf einer Auktion in Mailand für ungefähr 300 000 Lire. Dafür aber hatte Frau Thode zum Schaden auch noch den Spott: d'Annunzio hatte die Stirn, sich über die „abscheuliche Kampagne in Dänemark, begründet auf einer offenen Lüge, die gegen ihn geführt werde, zu beklagen und von Frau Thode dagegen Abhilfe zu fordern! Er fand, er habe sich „monatelang mit der Geduld eines Franziskaners beleidigen lassen“, er sei „in dieser Sache fleckenlos und habe sich übermenschlich gezeigt“. Dies, nachdem er auch noch eine behördlich versiegelte Kiste mit unschätzbaren Kunstwerken von Gold und Silber an sich gebracht hatte, aus der er Frau Thode, ebenfalls aus „Gnade“, ein Petschaft, eine Uhr und einen Briefbeschwerer überließ.

Frau Michaelis' Angriff, der viel Staub aufwirbelte, war d'Annunzio sehr unangenehm. Bezeichnend aber ist, daß er keine Erwiderung fand als die verlegene Erklärung, „er lebe in Armut“ — eine Behauptung, die nach den in abgemessenen Abständen erscheinenden Reklamenotizen, die über den von d'Annunzio entfalteten Prunk zu berichten wissen, wie ein Witz anmutet.

Es wäre überflüssig, über diesen haarträubenden Tatbestand, der für sich selbst spricht, auch nur ein Wort zu verlieren, wenn er nicht für die italienische Sinnesart so Bezeichnendes aussagte: denn der Fall d'Annunzio ist kein einzelner, sondern ein typischer. Wer Gelegenheit hatte, die italienische Seele näher kennen zu lernen, wird überzeugt sein, daß d'Annunzio sich vollkommen im Recht fühlte und äußerst verwundert war, diese seine Auffassung nicht von aller Welt bestätigt zu finden. In jedem Italiener ist viel von den schlechten Eigenschaften eines Kindes. Diese aber nach Glanzendem, diese Abwesenheit jeglichen Empfindens für Mein und Dein, dieser naive Egoismus, der alles für sich in Anspruch nimmt und über jeden ehrlich empört ist, der dem verzogenen Kleinen nicht sofort ausliefert, wozu dieser Verlangen trägt. Wir finden diesen Grundzug ebenso in den Raubzügen der großen Herren und der Päpste zur Renaissancezeit, wie in der schamlosen „Enteignung“ von Bildern der Oesterreichischen Staatsgalerie und von wertvollen Büchern der Staatsbibliothek nach dem Umsturz; ebenso im Anschluß an den Dreibund, solange dieser eine wertvolle Rückendeckung bot, wie im unbedenklichen Bruch des Bündnisvertrages, als bei den Räubern auf der Gegenseite mehr zu holen war. Denn der Grundzug des italienischen Charakters ist eben Charakterlosigkeit. Er verspricht das Blaue vom Himmel herunter, nicht in der Absicht, es nicht zu halten, sondern nur im Bestreben, Zeit zu gewinnen und sich in Pose zu setzen. Komödianten, über die man lachen oder von denen man sich abschließend abwenden könnte, wenn sie nicht durch ihre Skrupellosigkeit und blinderartige Schnelligkeit im Wechsel ihres Standpunktes, durch ihre großartig ausgebildete Kunst der Intrige und ihre Fähigkeit, sich rückgratlos dem Augenblick anzupassen, zu einer Macht geworden wären, mit der man zähneknirschend rechnen muß, wenn nicht das arme Südtirol unter dem Joch dieses eiteln, selbstgefälligen, innerlich hohlen Volkes schmachtete. So bleibt nichts übrig, als diese neue Offenbarung der italienischen Seele den zahllosen früheren anzureihen und sich mit der festen Ueberzeugung zu trösten, daß der Tag der Vergeltung fürchtbar kommen wird. Dann wird man vielleicht auch wirklich mit Recht vom „armen“ d'Annunzio sprechen können. (Bekanntlich wurde d'Annunzio-Rapagnetta während des Weltkrieges als Jude ungarischer Ursprungs bezeichnet, der eigentlich Rappaport heiße. Der „Rappaport“ mag einer der antisemitischen „Witze“ sein, die ich nicht sonderlich liebe, aber an dem jüdischen Ursprung des italienischen Dichters ist doch wohl fest-

zuhalten, wenigstens führt ihn Hans Günther in seiner „Rassenkunde des deutschen Volkes“ als „Juden aus Italien (galizischen Ursprungs?) im Bilde vor, mit der Bemerkung: „Unscheinend westlich mit nordischem Einschlag“. Für mich hat sein Gesicht die nota iudaica, und auch sein Schaffen. (A. B.)

Neue Bücher

Ewald Banje: Sonnensöhne, ein Wanderfries (Karl Schünemann, Bremen). Ich halte diesen „Wanderfries“ für die beste epische Dichtung, die in den letzten Jahren in Deutschland hervorgetreten ist, Hamerlings „Germanenzug“, ein Werk, das die gleiche Tendenz hat, wird von ihr weit übertroffen. Sie schildert zunächst die Heimkehr nordischer Wikinger von einem Raubzug, mit dunklen Frauen, die, da die Heimat inzwischen zerstört worden ist, die Stammütter neuer Geschlechter werden und einen unruhigen Geist in das Volk bringen, trotzdem es sich rassistisch bald wieder erhebt. So kommt es zu einer großen Völkerwanderung durch Sumpfland, Steppe, Gebirge (Kautafus?) nach Süden, etwa Iran, wo die Sonnensöhne das herrschende Volk werden, aber doch nach und nach durch die dunkeln Eingeborenen zugrunde gehen. Immer mehr taucht dabei auch das Schicksal des heutigen Deutschlands empor, und zum Schluß, S. 134 usw., wird es auch mit Namensnennung geschildert. Das stört mich etwas, hebt aber doch die Bedeutung des Gesamtwerkes nicht auf, das im ganzen echt-epischen Charakter trägt und sozusagen den modernen Expressionismus für diesen zurechtet. Die gründliche Länderkenntnis des Geographen Banje ist seiner Dichtung sehr zustatten gekommen. Ich würde mich freuen, wenn das Werk so stark zur Wirkung gelänge, wie es das verdient. A. B.

Emil Erll: Karthago, Kampf und Untergang. Roman. (C. Saackmann, Leipzig.) Karthago und Deutschland! Eigentlich kann man die beiden doch nicht vergleichen, da wir Deutschen ein wirkliches Volk sind, die karthagischen Punier aber wohl nur die herrschende Oberschicht über afrikanischen Stämmen waren. Auch sind wir Deutschen nicht so ganz auf Handel und Industrie einzustellen, wie es die Karthager waren, sind zuletzt trotz unserer letzten unheilvollen Entwicklung ein Bauernvolk. Aber man begreift es, wie ein heutiger Dichter da auf verfallen kann, im letzten Schicksal Karthagos das Schicksal Deutschlands schildern zu wollen, ob auch Frankreich lange nicht Rom ist und das römische Volk uns jedenfalls keinem ursprünglichen Wesen nach näher steht als das karthagische. Ich habe Erlls großen Roman mit starker Hingabe gelesen und halte ihn für sehr wertvoll. Die Anzeige, die auf dem Umschlage abgedruckt ist, verrät die starke nationale Tendenz nicht: „Emil Erll“, so lautet sie, „gestaltet hier eines der großartigsten und schmerzhaftesten Ereignisse der Weltgeschichte. Farbenfroh, packend und eindrucksvoll weiß der Dichter die überlieferten Tatsachen zu beleben, zu deuten und zu ergänzen und ein Gemälde von derartiger Anschaulichkeit, Fülle und Kraft zu geben, daß der Leser die Ueberzeugung gewinnt: so war es, so muß es gewesen sein“. Ganz gewiß, das stimmt, wir schauen den Untergang Karthagos durch die römische Niedertracht im dritten punischen Krieg. Aber daneben schauen wir immer auch das heutige Schicksal Deutschlands, sehen die große Waffenablieferung, das Händlertum, die Lebensmittelnöte, die Parteiwirtschaft, die Kalfstellung der bedeutenden Männer, den modernen Pazifismus. Viele Ausführungen des geschichtlichen Romans wären ohne weiteres auf den Weltkrieg und unsere jetzigen Verhältnisse zu übertragen, man vergleiche nur S. 319, wo ein Händler sagt: „Nur das Volk als Ganzes verleiht Hoheitsrechte! Ihm darf die Entscheidung über sein Wohl nicht aus der Hand gerungen werden. Die Republik und der freiheitliche Leitgedanke über alles!“ Oder S. 432, wo Scipio Aemilius sich äußert: „Schmach über jedes Volk, das nicht bis zum letzten Blutstropfen sich wehrt, wenn es so heuchlerisch betrogen, vor der ganzen Welt so plump verleumdet, so unwürdig drangsaliiert wird wie das punische von Rom!“ Oder S. 464, wo die Menge ruft: „Frieden und Uebergabe! Keinen Widerstand mehr! Fort mit dem Krieg! Nie wieder Krieg!“ Und der Spötter der Römer meint: „Wäre mir auch recht! Fangen wir also gleich von unten an! Niemand darf einen Feind haben. Keiner Zorn, Neid, Haß nähren gegen seinen Nebenmann. Parteien sind verboten, außer sie sagen einander gegenseitig nichts als Schönheiten. Das Unrecht wird abgeschafft, jeder hat rechtlich zu sein usw.“ Dieser Roman ist eine Tat, und wehe dem deutschen Volke, wenn es an ihm vorübergeht! A. B.

Hela Sander: Lüd ut de Heimot, ernste un lustige plattdeutsche Geschichten (Wittpart-Verlag, Leipzig). Hela Sander stammt aus Heide in Dithmarschen, dem Geburtsort Klaus

Groths — ich bin zwei Meilen davon, in Wesselburen, dem Geburtsort Hebbels, zu Hause, und es machte mir natürlich Freude, bei diesem Buche wieder einmal das Gemeinsame und das Unterscheidende der beiden „Heimaten“ festzustellen. Die Heider sagen „Badder“, wir Wesselburner „Bader“, und auf den Dörfern zwischen beiden Städten wird wohl noch „Baler“ gesagt — man sieht, wie stark die Besonderheiten in dieser rein germanischen, echt niederdeutschen Gegend noch sind. Sie finden sich natürlich auch im Charakter der Menschen, doch versteht man sich trotzdem sehr gut, und so habe ich in diesen ernsten und heiteren Erzählungen kaum etwas gefunden, was mich fremd berührt hätte. Hela Sander ist eine sehr gewandte Erzählerin und holt sich ihre Stoffe wirklich aus dem Leben — man kann bei ihr an Helene Voigt-Diederichs' erste Skizzen, die „Schleswig-Holsteiner Landleute“ erinnern. Doch gibt sie dem Gefühl mehr Raum, was sich zum Teil vielleicht aus Heimatsehnsucht — sie lebt in Leipzig — erklärt, und dann will sie auch Wirkung, ohne darum freilich schon dem modernen Raffinement zu verfallen. Jedenfalls haben wir in ihr ein sehr erfreuliches Talent zu begrüßen: im besonderen ihre Gabe der Kinderdarstellung und ihr Humor sind nicht gering einzuschätzen. A. B.

Lyneus: Der deutsche Buchhandel und das Judentum. Ein Menetekel (Hammer-Verlag, Leipzig). Der Hammer-Verlag brachte vor nicht allzu langer Zeit eine Schrift „Der jüdische Zeitungspolyp“, in der Klarheit über die Verjudung der Presse geschaffen wurde. Dies Büchlein ist nun die notwendige Ergänzung. „Die jüdische Mimikry“, heißt es in der Vorbemerkung, „sorgt dafür, daß in vielen Fällen aus den Namen der Firmen und Besitzer die Zugehörigkeit zum Judentum nicht hervorgeht: Der „verdächtige“ Vorname wird abgekürzt, der östliche Familienname, unter der passiven Förderung amtlicher Stellen, eingedeutscht, und wo dieses Ziel noch nicht ganz erreicht ist, da wählt man wohlklingende Firmenbezeichnungen, deren Neutralität zu durchschauen in den seltensten Fällen gelingen will.“ Lyneus gibt dann in 15 Kapiteln eine gewaltige Aufklärungsüberflut, u. a. werden dem „Warenhaus Ulstein“, den „Modezeitschriften“, dem „Warenhausbuchhandel“ besondere Kapitel eingeräumt. Es sind auch wertvolle literarische Feststellungen da, wie z. B. die folgende in den „Ergebnissen“: „Der Jude findet sein Schrifttum überall ausliegen, es wirbt durch sein bloßes Dasein, auch und erst recht beim Nichtjuden, dem durch die weite Verbreitung der jüdischen Literatur, die Tatsache, daß sie überall zu finden ist, stets zuerst in die Augen fällt, der Eindruck suggeriert wird, daß die jüdische Literatur die in Deutschland führende ist, diejenige, welche man gelesen haben muß“. Ja, das ist das Elend. H. D.

Aus Zeitschriften und Zeitungen

Die deutschen Juden und der Antisemitismus. Anlässlich einer Besprechung des Buches „Die jüdische Internationale“, von Bruno Weil, sagt ein Mitarbeiter der „Kölnischen Zeitung“: „Die neueste deutsche Theorie des Antisemitismus geht nicht von wirtschaftlichen, politischen, sozialen oder moralischen Gesichtspunkten aus, sondern sie ist rassenmäßig, völkisch ausgerichtet. Ihr Standpunkt gipfelt darin, daß die Deutschen als Angehörige einer besonderen, eng umgrenzten Rasse und Volksgemeinschaft blutsmäßig und der Abstammung nach in einem unvereinbaren Gegensatz zu den Juden stehen. Diese Lehre trägt viel weniger vor, daß die Juden schlechter seien, als daß sie behauptet, die Juden seien infolge ihrer Abstammung anders wie die übrige Welt, und es gibt nach dieser Theorie kein Mittel und keinen Weg, der eine Vereinigung oder ein Zusammenarbeiten zwischen Juden und Nichtjuden herbeiführen könnte. Dieser, im Schlagwort von der „jüdischen Internationale“ zusammengefaßten jüngsten Abart des Antisemitismus geht der Verfasser in einer ebenso gründlichen wie sachlichen Untersuchung zu Leibe. Einleitend ist auf jenes Machwerk hingewiesen, das eine so unheilvolle Rolle nach dieser Seite in den letzten Jahren gespielt hat: die „Geheimnisse der Weisen von Zion“. Gegenüber dem grotesken Schredgelpenst von der Weltherrschaft der jüdischen Internationale in diesem Pamphlet werden die geistigen Grundlagen der deutschen Juden aufgezeigt: in ihrer deutschen Muttersprache und deutschen Kultur, andererseits wird von der Abstammung der Juden nachgewiesen, daß sie ebensowenig eine reinrassige ist, wie die Bildung irgendeines modernen Staates in Europa und Amerika aus einer reinrassigen, unvermischten Bevölkerung erfolgte. Besonders für Deutschlands Werden wird das dargetan; dabei hatte zu einer Zeit, da weite Teile des gegenwärtigen Deutschlands weder dem deutschen Sprach- noch Volksgebiet angehörten, die Juden in Deutschland schon lange Heimatrechte erworben. Ebenso

widerspruchsvoll wie die Rassenlehre ist die völkische Lehre, die an die alten Germanen und den Wotansglauben anknüpft — sie ignoriert alle geschichtlichen, geistig-religiösen, kulturellen Einflüsse, die im Laufe von zwei Jahrtausenden in Deutschland geformt und umgeformt und das gestaltet haben, was als deutsche Nation existiert (von der wir nach Heinrich v. Sybel nicht wissen, wann sie als politisches Gemeinwesen zu leben und zu wirken begonnen hat). Fällt so die Rassenlehre überhaupt, so ist nicht minder klar der Beweis erbracht, daß für die Juden in Deutschland in ihrer politischen, sozialen, geographischen Gliederung jegliche Vorbedingung für Weltbündentendenzen ausbleibt; daß von einer Vorherrschaft der Juden in Deutschland weder in politischer, noch in wirtschaftlicher, noch in geistiger Beziehung gesprochen werden kann, daß im Kriege die Juden Mitteleuropas und des Westens wie überhaupt der kriegsführenden Mächte ganz ausschließlich nach nationalen Gesichtspunkten orientiert gewesen sind — Schreiber dieser Zeilen hat in einem Gefangenenlager erlebt, daß ihm ein französischer Jude nach einem mahnenden Hinweis auf Gott die Gegenfrage stellte: „Meinen Sie den deutschen oder den französischen Gott?“ — daß endlich die jüdischen Weltorganisationen, Alliance Israelite Universelle, Hilfsverein der deutschen Juden, unabhängiger Orden Bne Berith, rein humanitäre Zwecke verfolgen, während der Zionismus alles Jüdische zu jüdischnationaler, nicht internationaler Betätigung zusammenrufen will. Natürlich drucken alle jüdischen und judengenösslichen Blätter die „Weisheit“ der Kölnerin nach, die allein schon Hans Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes“ gründlich widerlegt. Wie es mit der deutschnationalen Einstellung des Judentums aussieht, lehrt deutlich die nachfolgende Buchbesprechung aus dem „Prager Tageblatt“ vom 22. Febr. d. J.: „Hans Kohn: Die politische Idee des Judentums. (Meyer und Jessen, München 1924.) Das Problem ist von höchster Warte aus gesehen. Es zersplittert unter dem Blick des Autors nicht in kleine Aktualitäten, die gegenwärtigen Spezialaufgaben jüdischer Politik sind nur mit einigen Zeilen gestreift, auf Polemik und Apologetik wird erfreulicherweise ganz verzichtet. In diesem Buche geht es tatsächlich um die „Idee“, um den Grundzug, der sich in jüdischer Geistesgeschichte und Staatengeschichte, im Werden des Gesamtvolkes ausdrückt. — Der Autor ist ein Prager, vielen bekannt durch sein unermüdliches, geistig-organisierendes Streben, das sich dann während des Krieges zu einer grandiosen praktischen Aktion für die in sibirische Gefangenschaft geratenen Angehörigen des alten Oesterreich entwickelte. Wer gelegentlich Bruchstücke seines politischen und geistigen Systems aus seinem eigenen Mund oder aus kleineren Aufsätzen in sich aufgenommen hat, wird gern zu dem schon gedruckten Bändchen greifen, um nun einmal das System in seiner Geschlossenheit zu erkennen. Letztes Ziel jüdischer Politik sieht Kohn im „kommenden Reiche Gottes, dem Reiche des Friedens für alle Völker der einzigen Menschheit“. Für spezifisch jüdisch hält der Verfasser den Charakter der „Verwirklichung jetzt und hier“. Nicht die bloße Hoffnung und pessimistische Entfaltung (des Christentums), sondern die Tat, die optimistische Arbeit in der Gemeinschaft scheint ihm jene „Idee“ zu konstituieren, die er in den Lehren des Moses, der Propheten, im historischen Jesus (den er richtigerweise in die jüdische Geistesbewegung einstellt), im nachbiblischen Schrifttum bis zum neuen Chassidismus aufzeigt. Die Quellen sind fleißig studiert. Aber durchaus unter dem Aspekt Martin Bubers gesehen, der doch nur die eine Hälfte der Wahrheit (das Judentum als Religion der Tat) wiederentdeckt hat, während ihm all der Reichtum entgangen ist, der im „edlen unauf löslichen Unglück“ und in der jüdischen Konzeption der Gnade, vor allem aber darin liegt, daß in dieser Konzeption die beiden Pole „Gnade“ und „Tat“ auf geheimnisvolle Art durch das „Diesseitwunder“ ausgeglichen werden.“ Dazu lese man noch die folgende Buchanzeige aus demselben Blatt (15. Juni 1924): „Die Mazedonisierung Deutschlands. Unter dem Titel „Gewehre auf Reisen“ beschreibt Leo Lania in einer im Malik-Verlag erschienenen kleinen Broschüre den Waffen Schmuggel in Deutschland. Das Bändchen schildert in amüsanter Weise an der Hand von Dokumenten die durch die Gewaltpolitik Frankreichs in Deutschland eingetretene Verwirrung. Es wird eine Liste der Waffenschlepper mit genauen Adressen gegeben, eine Geschichte der völkischen Vereinigungen und Verschwörungen, die Waffen-

depots werden aufgezeigt. Die merkwürdige Mischung von wüstem Demagogentum, spekulativem Händlertum und jugendlicher Schwärmerei erstreckt plastisch vor unseren Augen.“ Schreibt das Prager Judenblatt in deutscher Sprache! Böseste Demunziation!

Kürzere Mitteilungen

Wilhelm Bode's „Goethe“. Der fünfte Band der großen Goethe-Biographie von Dr. Wilhelm Bode, Bogasus im Joche, umfassend die Jahre 1781—86, ist soeben erschienen. Die Freunde Bode'scher Darstellungskunst werden erfreut sein, daß mit diesem Bande nun die lückenlose Schilderung von Goethes Leben der Jahre 1749—90 geboten wird. Der Inhalt des Bandes ist kurz folgender: Goethe hat sich ganz in die Liebe zu Frau von Stein eingelassen, obgleich er oft recht stark unter der Halbheit des Verhältnisses leidet. Seine Zuneigung besteht auch siegreich die Feuerprobe bei der „überschönen“ edlen und klugen Frau von Brancioni. — Im Besitze eines Stadthauses und vom Kaiser geädelt, betreibt er eifrig die Staatsgeschäfte, die freilich seine poetische Arbeit in dieser Zeit stark beschränken: „Bogasus im Joche.“ Auch durch seine wissenschaftlichen Arbeiten erlebt er eine weitere Klärung und Festigung des Charakters. Die Stellung zum fürstlichen Freunde wird durch Goethes Unzufriedenheit mit Karl Augusts politischer Entwicklung gestört. — Schmerzlich empfindet er den Zwiespalt zwischen seiner übermächtigen Liebe zu Charlotte und dem Streben nach Reinhaltung dieser Liebe. — Unwiderstehliche Sehnsucht nach Harmonie und künstlerischer Entfaltung zwingen ihn schließlich zur befreienden Tat: der „Flucht nach dem Süden.“ Zahlreiche Bilder, zum Teil nach unbekanntem Vorlagen, zieren das Werk auf das Anmutigste. Preis des Bandes: in Pappband 9 M.; in Ganzleinen 10,50 M. Allen aus dem Buchverlag Bodehaus Weimar (P.-Sch. Leipzig 83 538) bezogenen Büchern Wilhelm Bode's wird ein Buchzeichen (unveröffentlichter Goethelkopf von Karl Bauer) und ein Lezeichen (Bild und Spruch von Wilh. Bode) unberechnet beigelegt.

Rudolf Steiner gestorben. In Dornach bei Basel ist am 30. März Dr. Rudolf Steiner, der Begründer der Anthroposophie und Leiter der Anthroposophischen Gesellschaft, nach längerer Krankheit gestorben. Er wurde im Jahre 1861 als Sohn eines kleinen niederösterreichischen Eisenbahnbeamten geboren, besuchte die Realschule in Wiener Neustadt und widmete sich dann an der Technischen Hochschule in Wien dem Studium der Naturwissenschaft. An der Universität Rostock promovierte er zum Doktor der Philosophie. Auf Grund seiner Goethe-Publikation wurde er zur Herausgabe der naturwissenschaftlichen Schriften von Goethe nach Weimar an das Goethe-Archiv berufen. Die wichtigsten Schöpfungen Steiners sind die Neue Hochschule für Geisteswissenschaften in Dornach (das Goetheaneum), die Neue Waldorfschule in Stuttgart, deren pädagogischer Leiter Steiner war. Seine bedeutendsten Schriften sind: Philosophie und Freiheit (1894), Wie erlangt man Erkenntnis der höheren Welten? (1905), Kernpunkte der sozialen Frage (1919). Außerdem entwickelte er eine ausgedehnte Vortragstätigkeit, um seine Lehre in weiten Kreisen bekanntzumachen. — Der Zweig Weimar der Anthroposophischen Gesellschaft erhielt die folgende Todesanzeige: „Am 30. März, vorm. 10 Uhr, wurde Herr Dr. Rudolf Steiner zu Dornach bei Basel aus diesem Leben abberufen, ein ganz Großer, im Geist, ein Meßstein in der Geschichte der Menschheit. Wir wissen, was Er uns war!“ (Wir glauben, daß das endgültige Urteil über Steiner etwas anders lauten wird, aber einstweilen: De mortuis nil nisi bene.)

Gestorben sind außerdem noch: Elisabeth von Hennig, die Verfasserin von „Briefe, die ihn nicht erreichten“ ihm (geb. 1861) in der Nacht vom 4. zum 5. Januar; Isabella Kaiser, eine Schweizer Dichterin, die Deutsch und Französisch schrieb (geb. 1866), am 17. Februar, und Charitas Bischoff, die Herausgeberin des Lebens ihrer Mutter Amalie Dietrich und von Bildern aus ihrem eigenen Leben (geb. 1848) am 27. Februar.

Die Kunst Friß von Unruh's. In Nr. 5 des „Deutschen Schrifttums“ vom vorigen Jahre wurde der Dichter Friß von Unruh (übrigens nicht von mir, dem Herausgeber) als „Halb-jude“ bezeichnet. Ein Verwandter von ihm teilt mir nun seinen Stammbaum mit, aus dem ich ersehe, daß die Frauen, welche seit Beginn des 19. Jahrhunderts von den Unruh's geheiratet wurden, Gräfin Posadowsky, Plümcke, Eberhard, Goerges oder Joerges, Bach, Altmann, Stechow hießen. A. B.